**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 23 (1919)

**Rubrik:** Dramatische Rundschau

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 04.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

eigenen Gnaden, unbelastet und ungetrübt von allen geläufigen Vorbildern, wie seine farbenprächtigen, farbensatten, im Tonalen wie im Formalen gleich meisterhaften, technisch raffinierten, großgeschauten und großgestalteten, vielfach monumentalen und eindrucksmächtigen Landschaften aus dem Freiburgischen und dem Tessin.

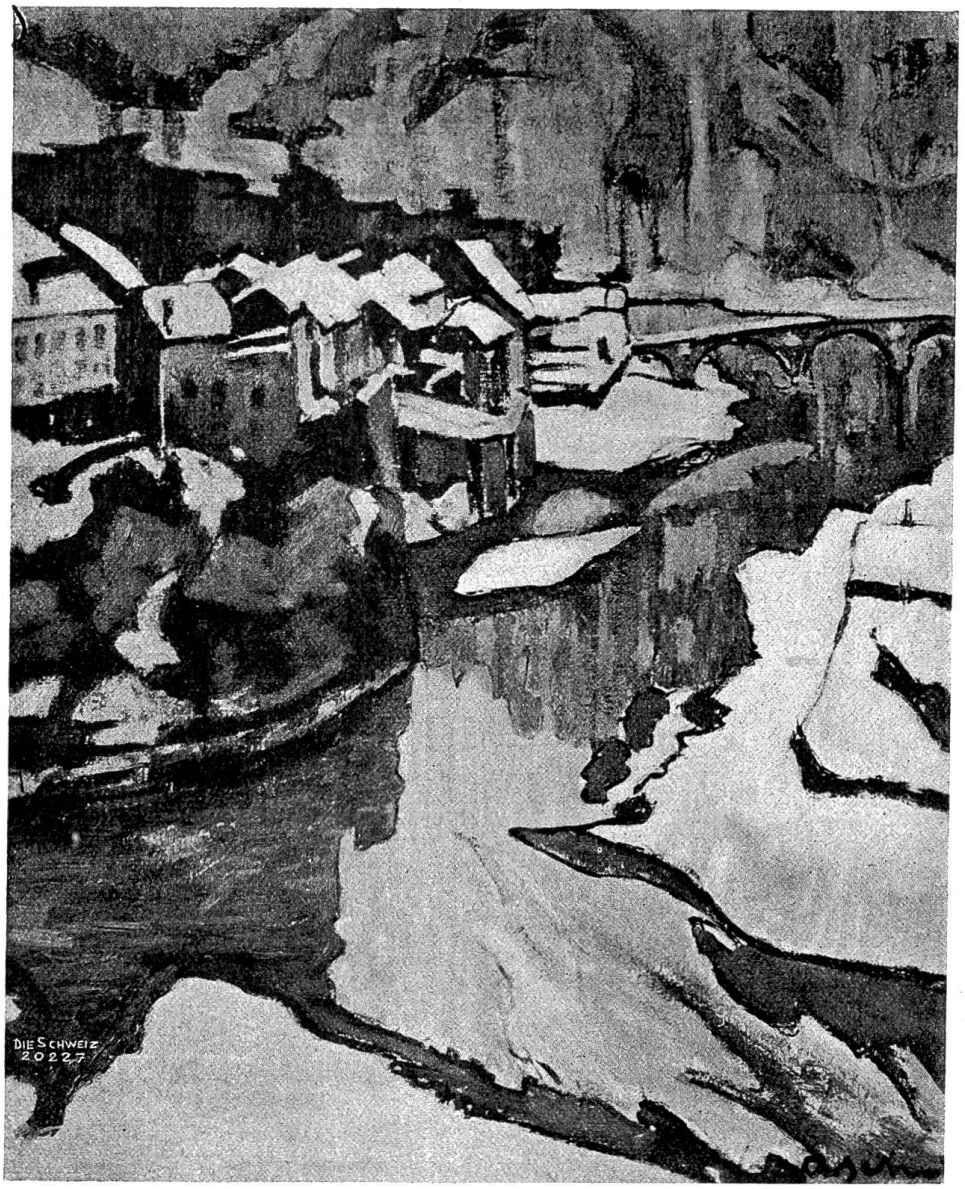
Dr. Stefan Markus, Zürich.

# Dramatische Rundschau I.

Die Schauspielsaison des Zürcher Stadttheaters begann mit Ludwig Fuldas Lustspiel „Die verlorene Tochter". Das ist so recht ein Stück für den Anfang, wo die Gedanken der Zuschauer noch halb in den Ferien weilen und noch nicht völlig „theaterreif" sind, harm- und problemlos, angenehm unterhaltend, auch witzig. Wenn man da sieht, wie ein junges Mädchen sich in einen korrekten, von Goethe erfüllten Literaturprofessor vergafft, mit ihm zum Entsetzen der kreuzbraven Eltern stante pede auf und davongeht, um Wintersport zu treiben, wie beide einsehen, daß sie nicht für einander geschaffen sind und den „Probepfeil" aus ihrem Herzen reißen, wie dann schließlich die „verlorene Tochter" sich einen schneidigen Rechtsanwalt ergattert oder sich von ihm ergattern läßt, so ist man von der Wahrheit des Spruches, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, überzeugt, und die Heiterkeit, die einem vom Sommer her noch im Gemüte sitzt, wird durch nichts getrübt.

Bald aber nahm der Gang der Dinge eine ernstere Wendung, und zwar wieder unter den Auspizien Ludwig Fuldas, wenn auch nicht des Dichters, sondern des Uebersetzers. Molières „Misanthrop", dieses ewig gültige, ewig wahre Charakterbild, und „Die Schule der Frauen", die heitere Komödie vom angejahrten Freier, der erfahren muß, daß Jugend und Liebe über alle Gescheitheit und Pedanterie triumphieren, bildeten einen höchst anregenden Theaterabend. Die Aufführung des „Misanthrop", in der sich der talentierte Walter Gynt besonders hervortat, ist den besten Leistungen der Zürcher Bühne beizuzählen. — Unter Shaws älteren Stücken wurde der „Teufelsschüler" hervorgesucht. Reine Menschlichkeit ist wahres Heldentum, so ließe sich die Grundidee etwa aussprechen. Und diese Menschlichkeit ist nicht bei den Stranggläubigen und Dienern Gottes, sondern bei dem von der pharisäischen Verwandtschaft als Ausbund aller Liederlichkeit und Schandfleck der Familie gebrandmarkten „Teufelsschüler". Weshalb Schüler des Teufels? Aus Liebe zur Menschheit, aus Haß gegen die Verlogenheit der Welt, aus Sehnsucht nach Religion. Eine kindlich reine Seele. In der Stunde der Gefahr zeigt sich, was wahr und was nur Schein ist. Da flieht der Pastor, der Prediger des Wortes Gottes, um seine Haut zu retten, der „Teufelsschüler" aber steckt für den Entwischten den Kopf in die Schlinge. Er kann nicht anders, weiß selbst nicht warum, sein reines Gemüt läßt ihn nicht anders handeln. Ein fast überladener theatralischer Apparat wird aufgeboten, indem nicht eine Situation, nicht ein Motiv eigentlich originell ist, aber der Shawsche Geist schwebt über jeder Szene.

Es ließe sich von diesem Stück eine direkte Linie ziehen zu dem Erstlingswerk eines der jüngsten unter den Dichtern, zu der „Verführung" von Paul Kornfeld. Wie dort der „Held" abfällt von Gott und zum Teufel betet, gerade weil er im tiefsten Herzen religiös ist, so haßt Bitterlich in der „Verführung" die Welt, weil sie in keinem Stücke seinem Ideal entspricht. Hier wie dort die grelle Dissonanz zwischen der ersehnten und wirklichen Welt. Beide im innersten Kern edelste Naturen. Aber bei dem Teufelsschüler ein selbstverständliches Sichhingeben bis zur Selbstaufopferung, bei Bitterlich Verbissenheit, ewiges Unbefriedigtsein und Verzweiflung. Nachdem er allen Genüssen nachgejagt, kehrt er hoffnungslos in die Heimat zurück, Ekel erfaßt ihn vor der muffigen, flügellahmen, genügsamen Bürgerlichkeit, und als ihm einer dieser Satten und Zufriedenen in den Weg läuft, erwürgt er ihn kurzer Hand. Im Gefängnis, abgeschlossen von der Welt, glaubt er endlich Ruhe und Frieden zu finden. Da naht der Verführer. Judith, eine Jugendbekannte, drängt sich zu ihm. Seit Jahren war er, ohne daß er es ahnte, der Held ihrer Träume: sie fühlte und litt mit ihm, in ihr derselbe Seelenadel, dieselben hochstrebenden Gefühle. Sie weckt seine erstorbenen Wünsche, seine Sehnsucht nach Leben und Erleben. Sie fliehen, und inmitten des tollsten Weltgetriebes, in der Gesellschaft betrunkener Bauern erfaßt ihn ein wilder Taumel. Jetzt glaubt er das Glück bei den Haaren gefaßt zu haben. Aber dieser jähe Aufschwung bricht plötzlich zusammen, muß zusammenbrechen, weil er innerlich unwahr und nur eine momentane Ueberspannung ist. Wie nun die Wendung herbeigeführt wird, zeugt von einer kaum faßlichen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit. Es ist, als ob die guten Geister, die den Dichter bisher begleitet hatten, ihn nun völlig verlassen hätten. Durch allerlei theatralisches Brimborium, durch Gift und Nadelstich wird der Knoten gelöst,




**Antoine Schmidt**, Freiburg. **Freiburg im Winter** (untere Stadt). Zürcher Privatbesitz.

ganz nach Art obskurer Kolportageromane. Aber so unerfreulich und manchmal gar lächerlich dieser letzte Teil auch ist, das Werk hat doch soviel des Interessanten und Bedeutenden (die wundervolle Gestalt der Mutter!), eine Sprache von schneidender Schärfe und hinreißendem Schwung, soviel Vortreffliches im einzelnen, daß es Pflicht ist, die Mängel nicht allzu schwer in die Wagschale fallen zu lassen. Die Aufführung ward vom Verein „Zürcher Kammerspiele" veranstaltet, der damit zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit trat. Wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, so lag das nur zum Teil am Stücke: die Darstellung hat da gar manches auf dem Gewissen, alle die glänzenden Partien der ersten vier Akte fielen sozusagen unter den Tisch; letzten Endes freilich gibt der fünfte Akt den Ausschlag, und der wäre auch durch die virtuoseste Schauspielkunst nicht zu retten gewesen.

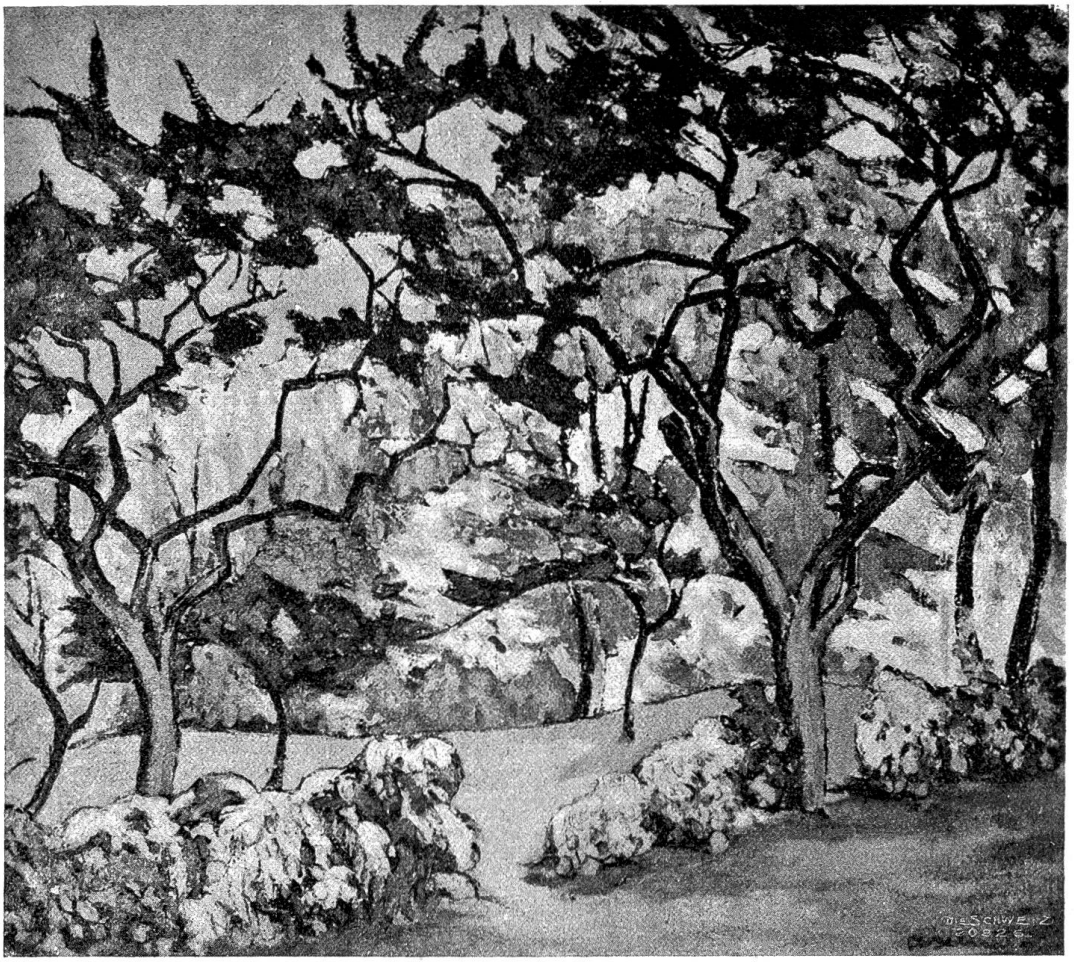
Den stärksten Theatererfolg holte sich das Schauspiel „Der Schöpfer" von Hans Müller. Da ist ein Arzt, der nur seiner Wissenschaft lebt, derb und zynisch, frei von allen Sentimentalitäten, daß seine romantisch veranlagte, liebebedürftige Frau einem schwindsüchtigen Freiherrn in die Arme getrieben wird. Aber diese Nebenbuhlerschaft hindert ihn nicht, den Todeskandidaten der Errungenschaften der Wissenschaft teilhaftig werden zu lassen. Nicht aus Großmut oder Menschenliebe, sondern weil der „Fall" eben behandelt werden muß. Ein paar Injektionen mit dem von ihm erfundenen Tuberin („Der Erfinder" wäre der richtige Titel für das Stück), und der Freiherr ist gerettet. Das heißt, er stirbt — aber nicht an der

Schwindsucht und nicht am Tuberin, sondern an gebrochenem Herzen, da die Frau Doktor, ergriffen von der Seelengröße ihres Mannes, das Herz dem Gatten wieder zuwendet, wodurch denn die Aussicht auf ein idyllisches Zusammenleben mit der Geliebten im schönen Süden zunichte wird. Der Arzt vermutet, daß der Tod durch eine zu starke Dosierung herbeigeführt worden sei. Weil aber der Glaube an die Unfehlbarkeit des Heilmittels, an dem die neidischen Herren Kollegen bereits zu rütteln beginnen, unter allen Umständen gerettet werden muß und um den Beweis der neuerwachten Liebe zu erbringen, soll sich die Frau offen als Geliebte des Freiherrn bekennen, damit der Arzt als Mörder, will sagen als Rächer seiner Ehre dasteht; denn lieber ins Zuchthaus als daß die Wissenschaft bankrott ginge. Diesen höchst peinlichen Konflikt löst der Verfasser nach dem Rezept des Emanuel Striese, d. h. er macht die Sache mit einem Brief ab. Der Freiherr hat nämlich eine schriftliche Erklärung hinterlassen, daß und warum er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hat, und damit endet die Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Wissenschaft ist gerettet, die Ehe des Doktors wieder zusammengeleimt. Ein echtes Theaterstück, unbedenklich, packend und erstaunlich geschickt. Motiv auf Motiv wird herangeholt und hineingepreßt, eins ins andere geschlungen, daß alles zu klappen scheint. Aber in Wahrheit ist das Ganze nur ein theatralisches Getue, dem der Verfasser mit einem gelenken Handgriff selbst ein Ende macht.

Schließt dieser „Schöpfer" eine Ueberfülle von Begebenheiten in sich, so leidet das Schauspiel „Johannes A Pro", das Ernst Zahn nach seiner Novelle „Der Tod des A Pro" gearbeitet hat, am Gegenteil. Der rauhe, eisengepanzerte Feldhauptmann A Pro, dem ein weiches Herz unterm Eisenhemde schlägt, ist in heftiger Liebe zu Bianca, des Statthalters in Livinen lieblicher Tochter, entbrannt. Bianca aber liebt den jungen, wilden Bullo und ahnt nichts von des alternden Feldhauptmanns Johannistrieb. Deshalb verschließt er seine Liebe mannhaft im Busen und ist sogar edelmütig genug, der Bitte Biancas zu willfahren, im Kriege (das Stück spielt in den Mailänderkriegen) über Bullo zu wachen. Der unbändige, charakterlose Bullo wird, um sich aus den Schulden zu retten, zum Verräter. Den Vorstellungen A Pros setzt er wilden Trotz entgegen, der Mahnung, Biancas zu gedenken, antwortet er mit Schmähreden auf seine Braut. A Pro schlägt ihn nieder. Er überlegt, ob's edler im Gemüt, Bianca die volle Wahrheit zu sagen oder ihr das Bild des Geliebten rein zu erhalten. Seine Liebe zu Bianca und sein angeborener Edelmut lassen ihn das letztere wählen; zudem fragt er sich, ob er nur seines Richteramtes gewaltet habe oder ob nicht vielmehr der Neid auf den Nebenbuhler die Triebfeder seiner Tat gewesen sei. Schwerverwundet wird er in des Statthalters Haus zurückgebracht und erklärt hier sterbend Bianca, daß er sie geliebt und die Tat aus Neid begangen habe. So geht er mit einer Lüge, die zur Hälfte Wahrheit ist, aus dem Leben, und Bullos Bild steht ungetrübt vor Bianca. Diese Handlung ist sorglich auf drei Akte verteilt nach Aufstieg, Höhe und Ausklang. Aber so kurz sie sind, sie erscheinen immer noch als ein zu großes Gefäß für den schmächtigen Inhalt. Denn Zahn gibt in äußerster Beschränkung nur das Notwendigste und unterläßt eine vollere und tiefere Durcharbeitung der Szene. Man sieht zu deutlich das Gerüst und wird nicht warm bei der Sache, ganz abgesehen davon, daß einem dieser windelweiche, liebeskranke Mann im Eisenpanzer oft gar seltsam vorkommen will.

Von dem, was sonst der Spielplan an heiteren und ernsten Dingen brachte, mag ein scharmantes und witziges Lustspiel des Wieners Raoul Auernheimer, „Die große Leidenschaft", genannt werden, auch einige gute Klassikervorstellungen sind zu verzeichnen, wie „Othello" und „Herodes und Mariamne", in denen sich der Heldenspieler Heß als eine starke und urwüchsige Begabung auswies. Zum ersten Mal erschien auf der Zürcher Bühne Shakespeares „Maß für Maß", vor dem man sich früher bekreuzigt hatte, das aber, nachdem Wedekinds zur dramatischen Szene umgewandelte Novelle vom Rabbi Esra und „Tod und Teufel" kurz vorher den Sinnengenuß als des Menschen höchstes Glück gepriesen hatten, für uns alle Schrecken verlor, zumal die Aufführung unter Leitung des tatkräftigen und geistvollen Regisseurs Révy zu lebendigster Wirkung gedieh.

Der „Zürcher Theaterverein", der neben der finanziellen Unterstützung des Theaters eine engere Verbindung von Bühne und Publikum anstrebt, zeigte sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits sehr tätig. Bei der „Eröffnungs-Matinee" hielt Ernst Zahn, der Präsident des Vereins, eine schöne Werberede, der die Aufführung des Weberschen Singspiels „Abu Hassan" folgte; ein andermal sprach der Opernsänger Rudolf Jung über „Die psychologischen Probleme der Wagnerdramen", im besondern über „Tristan und Isolde"; Regisseur Révy über „Das Kunstwerk auf der Bühne", d. h. über die Bedingungen, unter denen eine Theatervorstellung zum Kunstwerk wird; Professor Ermatinger schilderte Gottfried Kellers Ringen ums Drama, wobei er die Frage, ob sich in Kellers dramatischen Fragmenten ein echter Dramatiker offenbare, verneinte, was die Aufführung des Therese-



**Antoine Schmidt,** Freiburg. **Der Baumgarten.**

Fragments zu bestätigen schien; Carl Albrecht Bernoulli hielt einen Vortrag über den Komponisten Peter Gast, den Freund Nietzsches.

Zweimal trat die „Freie Bühne" mit Dialektstücken ihres Gründers und Inhabers Jakob Bührer in Aktion. Das erste Mal mit dem Lustspiel „Didel oder Dudel", das mit grimmiger Satire hinter die politischen Kulissen leuchtet, sich aber leider gelegentlich in sumpfiges Gelände verirrt, das zweite Mal mit dem Schauspiel „Marignano", das dasselbe Thema behandelt wie Bührers im letzten Oktoberheft dieser Zeitschrift erschienene Erzählung „Frau Agnes". Der Sohn kämpft gegen den Vater, neue Gedanken gegen alte, antimilitaristische Tendenzen rütteln an Heldentum und Heldenverehrung, und Hodlers Marignanobild ist dazu Anlaß und Symbol. Trotz mancher packenden und ergreifenden Szene wollte sich der Eindruck einer künstlerisch ausgereiften Arbeit nicht ergeben.

Emil Sautter, Zürich.

# Zwinglis Kappeler-Lied in zwei mehrstimmigen Sätzen.

In der Gedenknummer der „Zwingliana" auf Neujahr 1919 sind unter beinahe gleichlautendem Titel zwei Fassungen der bekannten Melodie des Reformators als Fund zum ersten Mal veröffentlicht worden. Die schöne Aufführung der beiden sicherlich ehrwürdigen Stücke durch den Häusermannschen Privatchor in Zürich läßt es dem Herausgeber sozusagen als eine Pflicht erscheinen, auch im Rahmen dieser Zeitschrift auf die musikalischen Dokumente der schweizerischen Reformationsbewegung nachdrücklich hinzuweisen. Zumal ein wohlgelungenes Klischee über Einzelheiten jetzt noch näheren Aufschluß zu erteilen vermag.

Vor allen Dingen geschieht dies im Hinblick auf das eigenartige Aussehen